

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

143 (23.6.1906) Erstes Blatt

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Abgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementspreis: ins Haus durch Träger zugesandt, monatlich 70 Pf., vierteljährlich M. 2.10. In der Expedition und den Ablagen abgebolt, monatlich 60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgebolt M. 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht M. 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition: Zuilenstraße 24. Telefon: Nr. 198. — Postzustellungsnummer: Nr. 6144. Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags. Redaktionschluss: 1/10 Uhr vormittags.

Inserate: die einseitige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Total-Inserats billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 5 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 Uhr.

Nr. 143.

Erstes Blatt.

Karlsruhe, Samstag den 23. Juni 1906.

26. Jahrgang.

Unsere heutige Nummer umfasst mit dem Unterhaltungsblatt 2 Blätter mit zusammen 8 Seiten.

Das Fazit der letzten Reichstagsession.

Von A. Webel.

(Schluß.)

Nach achtunddreißigjährigem Warten und Harren hat endlich der Reichstag die Diäten erhalten. Darob große Freude in Trossen, Gassen, und zwar bei den bürgerlichen Parteien. Welche Wendung durch Gottes Güte! Achtunddreißig Jahre — die Zeit des Norddeutschen Reichstages mit eingerechnet — wurden dem Reichstag die Diäten verweigert, eingestandenemmaßen die Sozialdemokratie nicht noch zu fürchten. Aber je länger die diätenlose, die schredliche Zeit anhielt, war es nicht die Sozialdemokratie, die geschädigt wurde, sondern es waren wiederum eingeständenermaßen die bürgerlichen Parteien. Diese drängten unausgesetzt, namentlich das Zentrum. Und da sich herausstellte, daß die Reichstagsdiäten des Reichstages erst nach diesem Kampf an Diäten litt und gänzlich zu verjagen drohte, hatte man endlich an höchster Stelle ein Einsehen und gewährte, was man im eigenen Interesse nicht mehr verweigern konnte. Auch bei Beratung der Diätenvorlage hat der Reichstag sich nicht auf der Höhe stehend gezeigt. War die Vorlage der Regierung von kleinlichen Gesichtspunkten beeinflusst, der Reichstag zeigte, daß er noch kleinlicher sein konnte.

Für künftig ist also dieser Pantapfel zwischen Regierung und Reichstag ausgeschieden. Daß die Absicht nicht Wahrheit wird, mit Hilfe der Anwesenheitsgelber der Beratungen des Reichstages im preussischen Gewand, dafür zu sorgen ist Aufgabe der Sozialdemokratie. Die Diktatur und die, mit welcher der Reichstag in den letzten Tagen seine Aufgabe zu erledigen trachtete, hat uns Ansehen nicht gehoben. Er kann es dem Zufall danken, daß die Ingeklärtheiten, die am Tische der Beratungen begangen wurden, seinen Verhandlungen noch eine unerwartete Lebhaftigkeit gaben, aber wer damals glaubt schicksal zu können, daß dieser Reichstag so etwas wie Notwendigkeit sich plötzlich erworben habe, wird enttäuscht werden. Es waren Stürme im Gange.

Die Beratungen über den Handelsvertrag mit Schweden zeigten einmal wieder die Unverständlichkeit der Agrarier im höchsten Maße. Weil in einigen Punkten der Vertrag ihren Wünschen nicht entsprach, occupierten sie anfangs nicht über Lust, seine Bekämpfung bis zum Herbst hinauszufchieben; schließlich bekamen sie sich aber eines Besseren und bewilligten ihn. Gänzlich unfruchtbar war der zu Ende gelangene Sozialreformvertrag für das sozialreformpolitische Gebiet. Es ist nicht die Mahrregel beschlossen worden, die der Arbeiterklasse oder einem Teil derselben einen Vorteil brachte. Wohl aber sind Nachteile in Menge — wie zum Beispiel die sogenannten Steuern — eingetretten. Die deutsche Reichsteilnahme hat allen Grund, auch fernherin der Tätigkeit des Reichstages mit größtem Mißtrauen zu begegnen. Eine gründliche Mochelstellung für das herrschende Regiment waren die wiederholten Verhandlungen über die Waffenexportverweigerung von Rußen und die Rolle, welche der Berliner Polizeikommissar bei den Verhandlungen in der Sache spielte, sowie die Vorgänge in Braunschweig anlässlich der dortigen Metallarbeiterauflage. — Der Versuch des Reichstages, die Beziehungen seines Stellvertreters, des Grafen Pofadowsky, der Abweisung der Anlagen wegen Massenauflösungen und gegen Schöne und Genossen mit Hinweis auf die

Inkompetenz des Reichstages aus dem Wege zu gehen, hat mit Ausnahme der Konservativen von keiner Partei Billigung gefunden. Das Schweigen der Reichsregierung wurde allgemein als Zeichen der Zurückgebliebenheit angesehen. Nachträglich erhielt die Reichsregierung noch eine schwere moralische Niederlage durch die Ausführungen, die der bekannte konservative Staatsrechtler Professor Laband in der Deutschen Juristenzeitung über die Stellung des Reiches zu der Massenauflösung von Ausländern in den Einzelstaaten macht. Laband sieht ganz und gar auf Seite der Interpellanten und der Mehrheit des Reichstages und weist die gängliche Selbstlosigkeit des Standpunktes der Reichsregierung nach.

Man wird vergeblich nach einem Beispiel suchen, das eine Regierung in vorjahren Monaten so schwere parlamentarische Niederlagen erlitten, wie in der letzten Session des Reichstages; der Fall Buttler, die Verlagswirtschaft mit der Firma Toppeltich u. Co. wegen Lieferungen für die Kolonien, die Postfällungsaffäre Schöne und Genossen, der Skandal der Massenauflösungen, die Niederlage in der Befragung des Parlamentarismus der Kolonialverwaltung, die Blamage anlässlich der Duellrechtsfertigung des Reichskanzlers in Widerspruch mit Recht und Gesetz, die Vorgänge in Breslau, die offenbar ebenfalls ungeführt bleiben sollen — jeder einzelne dieser Fälle hätte in jedem anderen parlamentarisch regierten Lande den Abgang der Regierung oder der betreffenden Minister zur Folge gehabt. Ganz anders in Deutschland. Hier schaffen sich für alle solche Fälle unsere Staatsmänner eine Rhinogeroshaut an und regieren vergnügt weiter, als gehörte solche empörende Vorgänge zur Lebenslust und zum täglichen Brot. Der deutsche Philister rumpelt gern die Nase, wenn ähnliches im Ausland passiert, der Augustinfall in Hause läßt ihn ungerührt. Wer aber glaubt, die Sozialdemokratie ließe fünf gerade sein und werde sich zufrieden geben, irrt sich. Die noch ungeführten Skandalfälle werden bei der Fortsetzung der Reichstagsession nicht vergessen sein. Bei „Philippi“ setzen wir uns wieder.

Die Eisenbahndebatte im badischen Landtag

wurde gestern zu Ende geführt. Als die Sitzung eröffnet wurde, machte der Präsident die Mitteilung, daß ein Schlußantrag eingekommen sei. (M. Wogel (Dem.) legte zwar Protest gegen den Schlußantrag ein, es nützte aber nichts. Der Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen. Die Stimmung der Mehrheit war begreiflich, nachdem die Generaldebatte gleichzeitig zur Spezialdebatte gemacht worden war, so daß das Interesse immer nur rudimentär wachgehalten werden konnte. Von sozialdemokratischer Seite haben nach dem Genossen Kollb noch die Genossen Lehmann und Süßkind in die Debatte eingegriffen. Gen Lehmann wollte die ganze Tariffrage nur als geschäftliches Rechnungsexemplar behandeln wissen. Er plädierte für Berücksichtigung des kaufmännischen Elements in der Eisenbahnverwaltung und verteidigte den früheren Weisheit des Landtags. Gen Süßkind polemisierte gegen die Nationalliberalen und wies an einigen interessanten Beispielen nach, wie selbsteigentliches Systematische Vorden im Durcheinanderverschleppung benachteiligt wird. Sehr wirksam brachte er die Wünsche der Stadt Mannheim zur Kenntnis und empfahl eindringlich deren Berücksichtigung. Gen Kollb hielt gestern in seinem Schlußwort mit dem Gegenüber Abrechnung. Er wies nach, wie man künstlich Widersprüche aus seiner Rede konstruierte, wobei die Herren vom Zentrum und

den Nationalliberalen aber sich selbst in die größten Widersprüche verwickelten. Auch die Ausführungen der Regierungsvertreter wurden gründlich unter die Lupe genommen. Zum Schluß rechnete Kollb mit Herrn Bing ab, der sich mit faulen Redensarten aus einer unangenehmen Situation zu retten versucht hatte. Noch einmal verteidigte Herr Wogel die Haltung der Mehrheit und speziell die seiner Fraktion. Die Entscheidung stand aber schon lange fest. Alle Ermahnungen waren fruitlos. Nun haben die Wähler die Entscheidung darüber, wer ihre Interessen gewahrt und verteidigt hat.

* Karlsruhe, 22. Juni. (104. Sitzung.)

Erster Vizepräsident Lehner eröffnet 9 1/2 Uhr die Sitzung. Ein Regierungstischer Minister v. Marschall und Regierungskommissar.

Eingegangen ist eine Petition des Heidelberger Schloßberains, die Erhaltung des Otto Heinrich-Bauwerks betrifft.

Herr Ulbrich begründet einen von allen Parteien unterzeichneten Antrag auf Schluß der Debatte.

Herr Wogel wendet sich gegen diesen Antrag, der eine Bergemaltung bedeute, im Interesse der Wichtigkeit der Materie und weil er als Vertreter der Stadt Mannheim noch manches vorzubringen habe.

Der Antrag wird mit großer Mehrheit angenommen.

Herr Kollb (Soz.): Der Abg. Lehmann hat gemeint, die Frage der Tarifreform sei eine rein geschäftliche rechnerische und er hat darin die Zustimmung des Abg. Wogel erfahren. Eine solche Auffassung ist grundsätzlich falsch. Eine solche Aufrechterhaltung hier vielmehr wie eine Frage von der größten volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung. Das liegt für den Tarifbesitzer auf der Hand. Nach Lage unserer wirtschaftlichen und politischen Zustände in Deutschland ist jede einseitige, unansehen bedeutungslose, volkswirtschaftliche Frage zugleich auch eine politische. Der Zusammenhang zwischen Volkswirtschaft und Politik ist unlosbar. Wir haben in dieser Frage genau dasselbe Bild erlebt, wie in den Kämpfen um die anderen volkswirtschaftlichen Probleme. Das Zentrum führt die verkehrsfeindlichen Maßnahmen der Regierung und die Nationalliberalen führen das Zentrum. Der Ministerialdirektor hat offen zugegeben, daß die Tarifreform Handel und Industrie beeinträchtigt. Er tritt also offen für die reaktionäre Politik des badischen Landes gegen die moderne wirtschaftliche Entwicklung in Erscheinung. Was der Liberalismus den festen Boden der liberalen Prinzipien verläßt, wird er zum Schlingensiefel für die Reaktion und umgekehrt. Die Jungliberalen haben das einermäßig begriffen und protestieren gegen diese Politik. Aber es hilft nichts, die „Alten“ kommen nicht von ihrer Tradition los. Die politische Epistel ist eine spezifische und chronische Krankheit der nationalliberalen Partei. (Große Heiterkeit.) Herr Dr. Bing hat gemeint, ich würde mich der Mathematik auf schlechtem Fuß; den Beweis dafür hat er sich aber geschenkt. Um nicht und immer mit der Regierung zu stimmen, dazu braucht man aber nicht nur keine Kenntnis der Mathematik, sondern überhaupt keine Kenntnisse. (Heiterkeit und Seherlichkeit.)

Wie sehr wir heute schon unter preussischen Druck stehen, zeigt die Ableitung der Schnell- und D-Züge über die linksrheinische Linie. Darüber beklagte sich erst die letzte die bad. Landeszeitung. Und der bad. Beobachter wehlagte über die Verfehlung der noch durchgehenden Schnellzüge mit dem schlechten preussischen Wagenmaterial. Das ist die „bundesfreundliche“ Debatte Preußens. Unsere Regierung haben wir gegenüber kein Rückgrat mehr, dieses spielt die Regierung wie die Kugel mit der Maus. (Sehr richtig.) Kollege Süßkind hat uns gestern gezeigt, wie man die Handels- und Industriehand Mannheim behandeln. Das ist doch einfach überdacht.

Herr Wogel hat mit dem Ministerialdirektor überhaupt, die Einführung des allgemeinen Zweipennigtariffs für die B-Wagenklasse hätte große Nachteile in den Einnahmen zur Folge. Ja, wenn das richtig wäre, warum hat uns dem nationalliberalen Fraktion vor zwei Jahren mit uns dem Schnellzugzuschlag zugestimmt? (Sehr gut!) Wo waren denn diese gefährdeten Nachteile bei der Einführung des allgemeinen Zweipennigtariffs? Man erbringe uns doch endlich diesen Beweis! Haupt den Beweis für die Wichtigkeit dieser Theorie der Einnahmenschwäche. (Sehr gut!) Wir haben Schluß auf Schluß den gegenteiligen Beweis erbracht. (Sehr richtig!) Herr Bing hat gemeint, ich hätte gewünscht, daß der Jontarif bei dem Postkurs auch auf den Personenverkehr übertragen werde. Das ist nicht richtig. Ich habe lediglich gegen das noch geltende System des Postkurscharif mich geäußert, das ich nicht ablehnen möchte. Leberhaupt haben die Herren Bing und Gieseler sich künstlich Widersprüche aus meiner Rede konstruiert und sind dann dagegen losgegangen. Demeinen haben sie sich die größten Widersprüche geleistet. Wenn Herr Gieseler sich beklagt, daß jahrzehntlang ein Wahnsinn anlagen petitioniert werden müsse, ja woran liegt denn das? Doch an dem heutigen System, bei welchem die fiskalischen Gesichtspunkte immer über die volkswirtschaftlichen gestellt werden. (Sehr richtig!) Und dann: Wenn Preußen nicht das ist, als was wir es charakterisiert haben, wobei Ihre Angst vor Preußen, falls die Tarifreform von uns abgelehnt wird? Wenn Preußen der bundesfreundliche Bruder ist, dann wird es uns doch nichts in den Weg legen, wenn wir unseren Tarif nicht verschlechtern, sondern verbessern wollen. Den Zweipennigtarif hätten wir auch ohne diese „Reform“ bekommen, denn Baden hätte auch dann eine Klasse, welche nicht von der Fahrkarte steuer getroffen wird, einführen müssen. (Sehr richtig!) Das haben Sie (zu den Nationalliberalen) ganz übersehen. Die Kalkulationen der Regierung beruhen darauf, daß 2 x 2 = 4 ist. Das braucht man uns nicht erst in einer Denkschrift auseinanderzusetzen. Wichtiglich wird eben immer bei diesen Berechnungen die Tatsache außer Betracht gelassen, daß eine rationelle Bewilligung des Verkehrs eine erhebliche Steigerung desselben im Gefolge hat, wodurch das Minus an Einnahmen, welches heute herausgerechnet wird, sich regelmäßig in ein Plus verwandelt. (Sehr richtig!) Dafür habe ich auch den ungünstigen Jontarif zum Beweis angezogen und man hat hier nichts widerlegen können. (Sehr richtig!) Ungarn hat zwar jetzt die Preise erhöht, aber mit der früheren Verkehrssteigerung war es damit auch vorbei. (Sehr richtig.) Die Darstellung der Generaldirektion ergibt durch die Anwendung der realistischen Zahlen ein völlig falsches Bild. Die absoluten Zahlen beweisen das direkt Gegenteil. Baden hat pro Kilometer viel höhere Einnahmen aus dem Personenverkehr als Preußen, trotz dessen Zweipennigtarif in der 4. Klasse. Es steht hinsichtlich der Schnellzugtarifreife mit aus an der Spitze. Und das trotz der wesentlich ungünstigeren Verhältnisse, denn fast alle unsere Lebensbahnen gehören von der Bauhöhe. Da liegt der Gase im Pfeffer. Unseren Schnellzugverkehr fall das Stückgut gesparten werden und damit zugleich unserer Eisenbahneffektivität. (Sehr richtig!) Nun fragt der Ministerialdirektor, der Schnellzugzuschlag hätte seine Berechtigung, weil der Schnellzug für das Publikum eine wertvollere Leistung sei. Ja für den Staat etwa nicht? Kann es dem Staat als Wirtin der Eisenbahnen wirklich gleichgültig sein, ob einige Hunderttausende oder Millionen täglicher Arbeitsstunden durch die Waggelzüge verloren gehen oder nicht? Da sieht man eben wieder, welche Rolle die Volkswirtschaft bei den Maßnahmen und Berechnungen unserer Eisenbahnbureaokratie spielt. Wer zahlt denn diese neue Verkehrssteuer? Zunächst Handel, Gewerbe und Industrie. Diese Steuer aber wird zuletzt wieder auf die Konsumenten abgewälzt. (Sehr richtig!) Und was wird aus unserem klabauenden Touristenverkehr? Was aus unserer Fremdenindustrie auf dem Schwarzwald? Mit rauher Hand wird das zerstört, was zu unserer Freude sich in den letzten Jahren so rapid entwickelt hat.

Bur Diktaturfrage möchte ich nur bemerken, daß

Kämpfer.

Ein Roman aus der neuen Völkerveränderung von Max Wittich. (Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

„Ach, wollen Sie nicht so gut sein und die Zehle dorneise hier behalten?“, sagte Emma, mitten in Knoblauchs Laden stehend. „Ich könnte Sie zwar mit zu ihm nehmen, aber ich mag meinen Bruder nicht zu sehr erschrecken und vielleicht ziele ich bald wo anders hin.“

„Wieso legen Sie die ganze Beschreibung in die Stube; Ihren Bruder, den werden Sie hier kaum treffen.“

„Ist er nicht oben? Vater hat unsern seit Monaten nicht mehr aus dem Lohde gelassen, und man weiß gar nicht, was hier vorgegangen ist.“

„Sagen Sie sich, man ein Augenblickchen. — Alte, wie ist noch wer zu Besuche?“ rief Knoblauch und wendete die Tür zu dem Stillen.

Die Anoblauchs leckte die Lippen, noch ehe sie den Besuch erblickt hatte, um wieder die Vorbereitungen zur Begrüßungsansprache bei Seiten anzusetzen zu haben. Während sie sich erhob, betrat Emma das Stillen.

„Schönen guten Abend, Fräuleinchen! So einen heißen Besuch von Sie läßt man sich gefallen. Sagen Sie sich, man. Mühsen denn gerade Sie kommen?“

Emma beidete, geschickt habe sie niemand; sie ist in die Stadt gelassen, um den Unannehmlichkeiten zu Hause, bei dem fremden Frauzimmer, zu entgehen; denn Mutter sel nun doch gestorben, und sie wollte nur in Gemeinschaft mit ihrem Bruder in den nächsten Tagen noch einmal sein-

Mutter ist gestorben! Da erbt er ja wieder einen schönen Aker Geld! Was? Die Mutter ist wirklich tot? Ja, ja, ich glaub's. Man sieh's Ihnen an!“

„Ist denn Karle oben? Er weiß noch keine Silbe.“

„Den Weg,“ erklärte Anoblauch, „können Sie sich sparen. Herr Tobias ist zu sein geworden für uns hier in Fremdenland und wohnt nach der Weise im frischen Stadtteil draußen, was Kamerun genannt wird. Ob einige alte Möbel stehen noch hier oben hinter Schloß und Kegel; den anderen alten Kram hat er hier verkauft. Karl hat nur seine Sachen und wohnt in einer Villa gar Miete.“

„Bei Karl's bleiben wollen ich eigentlich gar nicht. Ich bin, ich weiß selber nicht wie, in lauter Aufregung hierher gerannt; ich weiß gar nicht, wie ich her gekommen bin und wie ich von Mutter hab fortgehen können. Die Menschen auf dem Dorfe werden sagen, ich sei ein spottschlechtes Mensch, sei ich.“

Die Tränen rollten ihr aus den Augen. „Mit jedem Annpzug möchte man sich amende hier nicht einlassen!“ schloß sie.

„Da könnte grade Rat werden, mein liebes Fräuleinchen, gutes! Was meine Schulfreundin ist, die Jungen, die hat so ein kleines Zimmerchen, hübsches, leeres für eine Person. Wenn ich mit der reden tät, die gab's Ihnen billig, bis ihr Bruder wieder von der Wesse hier ist; sie möchte gerne noch so ein junges Mädchen bei ihrer Tochter haben.“

„Nachher mag ich überhaupt keinem. Was ich brauche, kann ich mir verdienen. Einiges Notgroßen habe ich mitgebracht, und ohne Not geh ich nicht betteln, beim Bruder erst recht nicht. Der hat wohl auch für sich zu tun.“

„Wie gesagt: Die Jungen hat selber ein Mädchen, das in die Fabrik geht. Die kann Sie gleich anlernen für die Fabrik.“

Der Drang, vorläufig keinen Vorwort mehr zu hören, das Verlangen nach Unabhängigkeit und Ruhe, nicht minder wie die Notwendigkeit, schnell

ein Nachtquartier zu finden, ließen Emma den Vorschlag annehmen.

Der Anoblauchs Geflüster, das Mädchen sei die Schwester des reichen Fabrikanten Tobias und erbe, wie der Bruder, von der Mutter einen großen Haufen Geld, entlockte der Jungen schnell die Bereitwilligkeit, Emma aufzunehmen und ihrer Verwandtschaft zu schweigen.

So wurde über Nacht aus der Bauernochter eine hübsche Kollgängerin und angehende Fabrikarbeiterin. Die angehende fröhlich blieb sie vorfröhlich, denn statt am nächsten Morgen nach dem Bruder anschauen zu können, lag sie, von Angst geschüttelt, auf ihrem Lager. Die Aufregungen der letzten Monate und die Erschütterungen des Körpers und der Seele beim Tode der Mutter hatten die Kraft gebrochen. Ehe Karl Tobias noch die Nacht aus dem Elternhause entsprach, war Emmas Schicksal schon das Geschrah freimauens, denn ein neben Emma liegender kleiner Erdenwurm verknibete mit kräftiger Stimme Tag und Nacht ihre Lage.

10. Kapitel.

„Er soll sich nicht schlecht wundern, wenn er den Brief lesen wird!“ erzählte sich Emma in Ermangelung anderer Vertrauten im Spinnereisale und lief hinter Karl Tobias nach dem Kontor.

„Schönen guten Tag, und ich soll den Brief hier abgeben, schon vor drei Tagen, aber weil Sie von der Wesse nicht früher heimkehrten —“

„Wer schickt ihn denn?“

„Es werden wohl erschrecken beim Lesen. Ich weiß ja nicht, ob ich's gleich sagen soll.“

„Er ist wohl von zu Hause?“

Dabei rief Tobias den Umschlag vom Briefe und sah nach der Unterschrift: Marie. „Id rufe nachher wieder, Sie brauchen nicht zu warten, Ade!“ sagte er.

„Ich will's man verraten: Ihre Mutter ist tot!“ rief Ade.

Karl legte den Brief vor sich hin und stählte den Kopf in beide Hände. Die Mutter war tot!

Warum schrieb das nicht der Vater und nicht die Schwester, sondern die Wagg?

Er las den Brief zum zweiten Male und konnte doch nicht die auf der Straße rasselnden Lastwagen ganz aus dem Auge lassen, denn von seinem Geschick war er vor allen Dingen in Anspruch genommen.

Herrn Tobias, Tuchfabrikant — — — las er wieder im Brief. — Erschrecken Sie sich nicht über es weiter, daß Mutter gestern nach schwerem Leiden gestorben ist, diesen letzten Willen haben wir die Frau noch gebadet, was uns der Doktor sehr anbefohlen hat, weil wir das nicht tun wollten, sondern manchmal bei der Augen Frau nachfragen wollten, was die für Meinung hätte. Nach dem Baden tat sie ein Weichen vor Niedrigkeit mit und auch die anderen Tage vor Schwäche. Samstag hat ihr der Schlag gerührt und es tat so sonderbar klingen im Leib. Begraben tun wir Mittwoch drei Uhr, aber aufs feinste, denn es ist ja das letzte, was man ihr antut, meint Vater, und ich habe gebeknt, will's man an Karl Tobias Tuchfabrik gleich schreiben, weil Sie mit Vater doch prächtig sein. Was macht Emma?

Marie.

Seine Mutter war also unter der Erde! Und was war mit der Schwester geschh'n? Wo weilte sie? Was war denn zu Hause vorgegangen?

Er rief den Spinner Lude von der Maschine zu sich.

„Lude, was ist denn mit meiner Schwester? Ist die nicht mehr da?“

„Nein,“ sagte Lude, „das hat wohl nicht gut getan zwischen der Schwester und der Wagg. Wie man sich erzählt, ist Emma in die Stadt gegangen auf Zimmerwiederersehen. Sie soll jetzt in Fremdenland draußen sein und krank liegen, ergäßen die Menschen.“

„Krank liegen? Und das erzählt man auch bloß so zufällig? Was ist denn da vorgegangen?“

„Vertragen hat sich ja die Marie draußen mit der Emma niemals. Die Wagg hat dem Mädchen wohl immer ihr Unglück auf's Brot gestrichen, und der alle Tobias ist ja auch nicht sein, wenn eins krank ist und nicht arbeiten kann.“ (Fortf. folgt.)

